Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 39. Bromberg, den 19. Oktober 1922.

Jan im Moor.

Roman von Luise Westkirch. (Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Es war am Sonnabend vor Pfingsten. In der Kolonie Weyerdamm wurde Gemeinderat gehalten. Um Mittag schon hatten die Kolonisten ihr Arbeitsgerät zusammengepackt, waren von ihren Torfstichen heimgezogen, viele stundenweite Wege. Nun fand sich, was Stimme und Ansehen hatte, im Haus von Christoph Allmer, dem Vorsteher, zusammen. Nichts Kleines galt's. Eine Landstraße wollte die Regierung den Weyerdammern bauen, eine feste Straße, auf der sie zur Herbst- und Winterzeit, wenn die schweren Regengüsse das Moor aufweichten, oder der Frost die Kanäle schloß, ihre Torfernte nach Bremen karren konnten. Nur geringe Zubuße wurde verlangt. Deswegen hatte Christoph Allmer seine Dorfgenossen zusammengerufen. In der Stube waren Stühle und Truhen gestellt bis zum Flett hinaus. Am runden Tisch stand er selbst, hager, trocken, mit tiefliegenden Augen, in denen ein leidenschaftlicher Wille brannte. Im Gegensatz zu den anderen Weyerdammern trug der Vorsteher einen langen grauen Vollbart, der in zwei Spitzen auslief und ihm zusammen mit den hageren Wangen, der knochigen Stirn, dem Ausdruck starren Ernstes in seinen wie aus Holz geschnitzten Zügen das Aussehen eines alten Propheten gab.

Christoph Allmer sprach gegen die Landstraße. Er hielt sich an das Bibelwort: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele? Gab ihnen nicht ihr Moor für gewissenhafte Arbeit auskömmliche Nahrung? Und was sie zum Leben nötig hatten? Saßen sie nicht jeder auf seinem Erb und Eigen frei und unbescholten, brauchten niemand zu scheuen außer Gott und hatten keinen Herrn über sich als den Kaiser und ihr Gewissen? Es war allzeit ihr Stolz und ihr Pochen gewesen, daß sie selbst sich Recht sprachen untereinander. Wäre nicht immer die unverbesserliche Diebsbrut der Tatern aus dem wilden Moor raubend in ihre Höfe gebrochen, seit mehr als hundert Jahren hätte kein Polizist Veranlassung gehabt, ihren Gemeindebezirk zu betreten. Sollten sie nun für den geringen Vorteil, den eine Landstraße versprach, ihre Kolonie dem Gesindel von draußen öffnen, den Vagabunden und Landstreichern, die mit den Wegarbeitern undämmbar hereinströmten? Die Folgen sahen sie an den Ortschaften, an denen die neue Straße von Liliental vorbeiführte. Raub und Freveltaten zeichneten ihren Weg. Ja, bis in die Gegend von Weyerdamm drangen schon von dort die Übeltäter. Hatte nicht Christoph Allmer mit eigener Hand vor drei Wochen einen Strolch gefaßt, der nächtlicherweile bei ihm eingebrochen war, um sein bestes Kalb zu rauben? Nun, der Spitzbube würde den Empfang, den Christoph Allmers Knechte ihm bereitet hatten, nicht vergessen! Die Welt draußen war mehr schlecht als gut. Um ihren Anfechtungen zu entgehen, hatten vor Jahrhunderten die Väter der Kolonisten sich geborgen in die unwegsame Wildnis des Moores, sich und ihren Kindern zum Segen. Drum wollten sie, die Enkel, weise sein und nicht das kostbare Vätererbe der Abgeschiedenheit verschleudern für das Linsengericht einer bequemeren Verbindung mit der Welt.

Zustimmend lauschte die große Mehrheit. Willgrebe freilich und der alte Poppe, die auf ihren Bremer Fahrten Lebenskenntnis gesammelt zu haben glaubten, murmelten, daß die Welt fortschreite, und daß, weil doch niemand ihren Fortschritt aufhalten könne, es für die Weyerdammer besser sei, wenn sie mit ihrem Torfverkauf nicht hinter andere Kolonien zurückgedrängt würden.

Halb schon draußen auf dem Flett saß ein schlanker, blonder Mann, der seinen Jahren nach zu den Haussöhnen zu gehören schien, den sein Schicksal aber schon lange zum Hofbesitzer und stimmberechtigten Gemeindemitglied gemacht hatte. Einer von fremder Art saß er zwischen seinen Dorfgenossen, denn Lebensfreude strahlte aus seinem sonnenbraunen Gesicht, und sein ebenmäßig gebauter und militärisch geschulter Körper war nicht wie der der anderen verdorben durch zu frühe und zu harte Arbeit. Als des Vorstehers Rede immer gewaltiger anschwoll, jeden schüchternen Widerspruch mit ihrer Wucht wegschwemmend, stand Jan Osmer leise auf, ging über das Flett hinaus auf des Vorstehers Wiese, wo sich das junge Volk mit Ballschlagen vergnügte, wie es Sitte war an den Vorabenden vor Ostern und Pfingsten. Halb versteckt im dichten Tannenbusch beim Backofen beobachtete er. Lauter Menschen, die mit ihm auf der Schulbank gesessen hatten! Aber viele hätte er kaum erkannt. Denn zehn Jahre verändern junges Blut. Freilich, Hilmer Poppe, einst sein liebster Kamerad, war sich gleich geblieben mit seinem langen, ernsthaften Gesicht, seinen bedächtigen Bewegungen, seinem hartnäckigen Eifer und seiner Ungeschicklichkeit. Niemals traf seine Holzlatte den Ball. Daneben sauste jeder wuchtige Schlag. Dafür mochte Allmers Anna ihn wohl auslachen. Wunderbar, daß aus der mageren Ziege solch schlanke, rassige Dern sich entwickelt hatte! Geschmeidig wie ein junger Panther und hatte was Feines, Stolzes. Die würde auch in einer Stadt nicht übersehen werden. Dabei galt sie noch immer als mit Hilmer Poppe versprochen wie damals, als sie zuerst lange Kleider trug. Ja, hier verharrten Dinge und Verhältnisse unverändert wie in einer Versteinerung. Christoph Allmers hielt sie darin, seine Gemeinde, seinen Hof und sein Kind. Eigentlich paßte Hilmer mit seinem schwer beweglichen, trübseligen Gesicht gar nicht zu der feurigen Dern voll Leben und Lust. — Hübsch war auch Willgrebes Älteste, Adelheid, die jetzt in den Sonnenschein flog, in der Pracht ihrer siebzehn Jahre, rund und mollig, mit Grübchen in Kinn und Wangen, und Augen so unschuldig spitzbübisch, wie eines jungen Kätzchens Augen. Sapperlot! Wer die einmal im Arm hielt!

Unwillkürlich glitt sein Blick seitwärts, getragen von einem dunklen Instinkt, und begegnete dem Blick eines braunen Burschen, der abseits von den Spielenden stand wie er, eines Burschen mit fast schwarzen, tiefliegenden Augen, mit glattem, dunklem Haar, mit hervortretenden Backenknochen und allen Merkmalen der Taternleute, nur verfeinert, gemodelt durch die Kultur einer militärischen Erziehung. Er hatte als Gemeiner in der Schwadron gestanden, in der Jan als Unteroffizier diente, und war von dem Bauern vor sechs Wochen als Knecht mit heimgebracht worden auf dessen Vaterhof. In einem langen Blick blieben die zwei Augenpaare ineinander haften, mit unruhigem

Bauern die schwarzen, übermütig und schier ein wenig spöttisch die blauen. Dann sprang auch Jan Osmer hinaus in den Abendsonnenschein, der die Gestalten der Spielenden in langgezogenen Schatten über den Wiesengrund warf. Hilmers Latte hatte wieder einmal den Ball verfehlt. Mit der flachen Hand schlug Jan den ziellos hüpfenden Ball Anna Allmer zu. Die haschte ihn gewandt, schleuderte ihn zurück. Ihre Augen blitzten dabei.

„Fein verstehst Ball zu schlagen, Jan Osmer. Könntest Hilmer Poppe das mal weisen."

„Mach dir kein' Umständ'," wehrte Hilmer steif. „Ich halt' dafür, daß ein' ein rechtschaffenen Menschen sein kann, auch wenn er Ball zu schlagen nich versteht."

Er trat gekränkt aus dem Kreis. Anna zuckte die Achseln. Das Spiel ging weiter. Es ging flotter, seit Hilmers Ungeschicklichkeit nicht mehr störte. Mit unfehlbarer Sicherheit schlug Jan die Bälle, und die jungen Menschen sprangen, haschten, jauchzten. Dumpf klang des Vorstehers Stimme durch die geschlossenen Fenster. Seine Tochter war der Ausgelassensten eine. Nur ab und an sah sie verstohlen zu dem grollenden Hilmer hinüber und blickte gleich wieder weg. Geschah ihm recht, wenn er nun einsam sich boste. Warum glich er nicht, ein wenig nur, dem anderen, der seine Glieder zu brauchen wußte und seine Zunge auch?

Jetzt quoll der Strom der Kolonisten aus der Flettür. Die Tagung war zu Ende. Janfredrik Poppe trat zu seinem ältesten Sohn, einem grobschlächtigen, sehr blonden Menschen.

„Die Landstraße kriegen wir nich, Wilm, Vorsteher Allmer is dagegen."

Jan Osmer, der in der Nähe stand, lachte. „Wie'n Pastor auf der Kanzel hat er geeifert. Direkt in'n Höllenpfuhl würden wir fahren auf der neuen Landstraße. Wie ich der nicht mehr gegen an konnt', bin ich fortgelaufen zum Ballspiel."

„Was sagst da?" Anna sagte es, atemlos vor Zorn.

„Das is so," gestand er gelassen. „Ich muß immer lachen, wenn Menschen ihr Steckenpferdens reiten. Dein Vater sein Steckenpferd is die Tugendhaftigkeit. Schade, daß er nich ein paar hundert Jahre früher gelebt hat. Vandage hat die Welt andere Sorgen."

„Vadder is der klügste un der beste Mensch in'n ganzen Moor!" rief Anna. „Da frag', wen du magst. Un' ich leid's nich, daß ein wie du, der zehn Jahre lang von Haus fort war und kaum seine Nase wieder in die Kolonie steckt, sein Spott hat über ihn un sein Erfahrung! Verstehst? Ich leid' das nicht!"

Pfeilgerade aufgereckt stand sie vor ihm, feindlich jeder Zug. Ihre Wangen brannten, ihre Augen flammten vor Empörung. Er betrachtete sie stumm, ein halb verstecktes Lächeln um die Lippen.

„Schämen soll'st dich!"

„Fein siehst aus in dein Zornigkeit, Anna Allmer."

Sie wandte ihm wortlos den Rücken, sah sich nach Hilmer um. Aber Poppes waren fortgegangen.

Schwer und schwül lag die Pfingstnacht über Weyerdamm. Kein Stern flimmerte. Hinter dichten Wolken verschwand die feine Mondsichel. Still in unbewegter Luft standen Binsen und Flockengras um bleiern ruhende Tümpel. Wie mit verhaltenem Atem warteten die jungen Birken auf die Sonne. In tiefem Dunkel lagen die Gehöfte und bleiern war der Schlaf der müden Menschen. Denn die Pfingsttage unterbrachen mit kurzer Rast die mühseligen Wochen des Torfstechens, und was Bauern wie Knechte vom Fest als willkommenste Gabe ersehnten, war Schlaf, ausgiebiger, ungestörter Schlaf nach einer Reihe von siebzehn- bis zwanzigstündigen Arbeitstagen. Dennoch war um die Gehöfte, in denen lebfrische Dirnen auf die Freier warteten, ein leises Streichen und Schleichen. Ihrer Ermüdung zum Trotz ließen sich's die Burschen nicht nehmen, in der Pfingstnacht der Liebsten den Maibaum vor die Tür zu pflanzen, die junge Birke, mit bunten Bändern geschmückt. Und die Dirnen lagen heimlich wach in den Wandbetten, horchten in Dunkel und Nacht hinaus, ob der ersehnte Baum emporwüchse vor ihrem Fenster, ratend, wer ihn stiftete, oder bangend, daß die Rachsucht eines verschmähten Liebhabers mit dem Schimpf heimzahle, einen beschnittenen Baum zu pflanzen, behangen mit den Leibern von toten Hunden oder Katzen.

Auch Anna Allmer lag wachend und harrend. Zwar ihr Maibaum war ihr gewiß. Hilmer Poppe pflanzte ihr den, seit sie aus der Schule gekommen war. Wahrscheinlich pflanzten ihn ihr auch noch andere. Es mochte leicht ein kleiner Wald werden. Denn sie war das einzige überlebende Kind des Vorstehers, und es gab ein Wettrennen unter den jüngeren Söhnen in allen Kolonien im Teufelsmoor, um auf den Allmerhof einzuheiraten. Aber Christoph Allmer hatte seiner Tochter Hilmer Poppe zum Mann bestimmt, getreu seinem Grundsatz:

„Kauf Nachbars Rind, frei Nachbars Kind.
Du weißt, wer Beide sind."

Und Anna war's gut zufrieden. Seit sie mit Poppes Hilmer ihre Holzschuhe im Kanal hatte schwimmen lassen, hatte sie den stillen Nachbarbuben regiert, mißhandelt und geliebtost nach ihrer Laune. Das würde sie fortsetzen bis ans Ende ihrer Tage. Er war nicht hervorragend schön, der Hilmer Poppe, nicht besonders geschickt oder klug, sie ärgerte sich oft über sein schwerfälliges bedächtiges Wesen. Sie konnte doch nicht los von ihm, vielleicht weil sie unklar fühlte, daß eine gleich blind ergebene Liebe und unbedingt zuverlässige Treue in keinem anderen Herzen auf der Welt für sie lebten. Aber den Schlaf hätte ihr die Unruhe nicht geraubt, ob oder wann Hilmer Poppe ihr den Maibaum pflanzte. Ein anderes Bild stand ihr vor den Augen, während sie, die Hände über dem welligen Haar verschlungen, halb aufgerichtet in den hochbauschenden Federkissen ihres Wandbettes lehnte. Vor drei Tagen beim Torfstich war's gewesen. Vorsteher Allmers diesjähriger Torfstich lag nächstdem von Poppes weit draußen im wilden Moor. Wenn Anna in der Mooshütte das Mahl aufdeckte für den Vater und das Gesinde, konnte sie Hilmer sehen, wie er, auf der Leiter unter Vater und Bruder stehend, den blauen Torf hervorhackte und schaufelte aus dem tiefen Wasser, das den Grund der Torfgrube bedeckte. Langsam und wuchtig schwang er die Hacke, bedächtig löste er das knorrige Wurzelwerk vorsintflutlicher Bäume. Es ging nicht rasch, aber wenn er den Eimer eintauchte, zog er ihn voll der besten Torfmasse hervor. Das schwarze Wasser spülte ihm um die Knie, spritzte in dunklen Tropfen ihm auf die blauen Hemdärmel und in das Gesicht, um das sein schlichtes Haar, wirr vom Bücken, hing. Da kam einer auf dem hohen Rand des Torfloches daher. Scharf umrissen stand seine straffe Gestalt gegen das blasse Blau des Himmels. Er trug eine weiße Zwillichjacke und eine verblichene Militärmütze, und sein Gesicht lachte wie der Junihimmel. Wie die Verkörperung der Freude stand er über den mühseligen Arbeitsmenschen. Das war Jan Osmer vom Osmerhof, der Ostern zurückgekehrt war in die Heimat und den Anna damals zuerst wiedersah. Wenn die Kolonisten von Weyerdamm ihre langen Pfeifen rauchten, pflegte einer den anderen zu fragen, was Jan Osmer wohl in der Kolonie wolle? Christoph Allmer hatte es ihn geradezu gefragt. Er hatte ernsthaft geantwortet: „Das wird wohl Zeit sein, Vorsteher, daß ich mein Hof annehm', was?" Dagegen ließ sich nichts einwenden, obgleich der Osmerhof! Du lieber Himmel! Schon als der alte Osmer lebte, war's keine Musterwirtschaft gewesen. Und als Jan zu den Soldaten mußte und Jürgen, ein jüngerer Vatersbruder, für ihn die Wirtschaft führte, war's nicht besser geworden. Jürgen machte Feierabend nach der Uhr und nicht dem Maß der Arbeit. Sein Grundsatz war: „Die Dingens kommen all, wie sie kommen. Was kannst dabei tun?" Er schickte ohne Widerspruch dem flotten Königsulanen das Geld, das er haben wollte, und wenn die Schulden auf dem Osmerhof üppiger wuchsen als sogar das Unkraut, zog er die Schluckflasche aus seinem Wandbett hervor, und der Großknecht, der etwa kam, eine Weisung zu empfangen, fand Jürgen-Ohm tief schlafend in der Spreu der Pferdestände. Nach der Meinung der Weyerdammer wäre es darum das richtigste gewesen, wenn Jan seinen Vaterhof verkauft und da er doch zehn Jahre diente, weiter gedient hätte, bis zur Erlangung einer Zivilstellung. Dem Moor war er ohnehin entfremdet. Aber in der Karwoche war er unerwartet in der Kolonie aufgetaucht, mit der Absicht zu bleiben. Und Jürgen-Ohm machte gutwillig ihm und dem Knecht, den er mitbrachte, Platz am Tisch und in der Wirtschaft. „Was kannst dabei tun? Die Dingens kommen, wie sie kommen."

An jenem Tage war Jan herangetreten zu Vorsteher Allmers Torfstich und hatte Anna artige Worte gesagt, wie sie nicht Brauch waren im Moor. Es verdroß sie, daß sie nichts Rechtes darauf zu antworten wußte. Aber ihre Augen mochten wohl beredter gewesen sein als ihre Zunge, denn Hilmer Poppe hatte ihr hernach Vorhaltungen gemacht. Gleich hitzig war er dabei geworden. Lieber Himmel! Als ob es nicht feststünde wie die Grenzsteine in Weyerdamm, daß sie Hilmer Poppe freite und keinen sonst!? Schade nur, daß er nicht ein bißchen von seines Schulfreundes gefälliger Art hatte. Freilich — dreist war Jan! Das Blut schoß ihr in die Wangen, wenn sie an seine Reden über ihren Vater dachte, von dem der Hochfahrendste im Land mit Ehrfurcht sprach. Ob Jan wohl auch einen Maibaum pflanzte? Und wem? Eine Bäuerin gehörte auf den Osmerhof. Unvermittelt fiel ihr dazwischen der kleine Krischan ein. Kolonist Willgrebes Hütejunge, von dem in den Spinnstuben erzählt wurde, er verstünde die Kunst, die Blitze zu besprechen. Gewiß war's, daß alle ihn schon hatten mit den Gewitterwolken und dem Sumpfwasser in

den Tümpeln reden hören, während er auf der Menschen Fragen oft wirren Bescheid gab. Krischan hatte gestern, als sie vom Torfstich heimkam, in der Mittagssonne wie ein Pfahl auf der Kanalbrücke des Allmerhofes gestanden und mit offenem Mund und vergrellten Augen auf den Backofen gestarrt.

„Jung'," hatte Anna ihm zugerufen, „was is da zu kucken? Bist woll erwartend, daß die Pfingstkuchen aus dem Ofen heraus und dir ins Maul springen?"

Da hatte der Junge sie verstört angesehen und gemurmelt: „Nee — nee! Kein Pfingstkuchens! Kein Pfingstkuchens!" und war weggelaufen.

Ein unheimlicher Bengel! Sie möchte ihn nicht auf dem Hofe haben.

Plötzlich richtete sie sich horchend auf. Ein leises Schlurfen war draußen, Schritte und wie das Schleifen von Zweigen über den Erdboden, nicht vorn vor dem Haus, wo die Wiesen sich zum Kanal hinsenkten, an der Rückseite, wo die langgestreckten Ackerbreiten übergingen ins wilde Moor. Und jetzt tönt leise gepfiffen ein Lied durch die Stille: „Wenn ich ein Vöglein wär —"

Hilmer! Mit dem Lied hatte er Anna schon als Kind zum Spielen gerufen. Dies Lied pflegte er später zu pfeifen, wenn er ihr etwas sagen wollte, was Wischen nicht hören sollte, die alte Großmagd, die seit der Bäuerin Tod gewaltig herrschte auf dem Allmerhof. In Unfrieden war er am Abend von ihr gegangen. Nun brachte er den Baum. Nun wollte er sie versöhnen, ehe die Pfingstsonne heraufstieg. Freilich, in der Nacht hatte er sie nie gerufen. Und eigentlich war's ungehörig. Sie zögerte.

Aber eindringlicher, lauter klang das Lied, traurig, bittend. Mit seinen Tönen baten all die guten Stunden, die Anna mit dem lieben Menschen verbanden. Sie stand auf, fuhr in Rock und Mieder. Vielleicht handelte es sich um etwas sehr Ernstes. Der alte Poppe hatte vor fünf Jahren zum zweitenmal gefreit. Drei kleine Nachkömmlinge spielten ihm auf der Diele. Die Stiefmutter schrappte für sie zusammen, was sie fassen konnte. Am Ende wollte sie gar Hilmer an seinem kargen Erbe als zweiten Sohn noch abbrechen. In der Muße der Feiertage wurden solche Dinge ausgebrütet. Aber darin würde ihr Vater keinen Spaß verstehen! Und sie auch nicht. Sie öffnete leise ihre Kammertür, schlich sich über das Flett, leise, leise, daß Wischen sie nicht hörte. Die würde schelten. Ja, ganz gewiß war Hilmer in Bedrängnis!

Sie glitt aus dem Haus. Obgleich jeder Schritt hier ihr vertraut war, mußte sie sich an der Hauswand entlang tasten. Kaum hob der schwarze Tannenbusch um den Backofen sich ab von der Schwärze des Himmels. Sie kam dennoch weiter, Schritt für Schritt der Stelle entgegen, von wo die alte, liebe Weise leise lockte.

„Hilmer!"

Keine Antwort. „Flög' ich zu dir!" schmeichelte das Lied nah, ganz nah.

„Ich bin da Hilmer, ich Aanna. Wo bist? Was hast zu vertellen?"

Die Weise brach ab. Aber noch immer kein Wort. Und nichts zu erkennen in der Finsternis, die wie eine feste Masse über der Erde lag. Jetzt fühlte Anna ihre tastend ausgestreckte Hand von einer andern Hand ergriffen, gedrückt. Eine plötzliche Angst durchrieselte sie, unvernünftig, aber mit der Gewalt eines Instinkts.

„Was willst mir? Sag's, was du zu sagen hast! Ich will ins Haus zurück!" Sie suchte ihre Hand zu befreien.

Da schlang ein Arm sich fest um ihren Leib, ein Gesicht bog sich auf sie herab, Küsse schauerten auf ihre Lippen, Küsse, wie Hilmer Poppe sie nie geküßt hatte. Mit einem Grauen, das ihr das eigene Blut in den Adern gerinnen machte, durchzuckte sie die Gewißheit: das ist nicht Hilmer!

Der starke Arm versuchte sie niederzureißen auf die Erde. Aber Anna war von der tapferen Art. Wie eine Sprungfeder schnellte sie empor, riß sich los, und laut gellte ihr Ruf: „Vadder! Vadder! — Peter! Lüerke! Hilfe."

Nur auf eine Sekunde war sie freigekommen. Mit zwingendem Griff packte der Unbekannte sie wieder versuchte mit der anderen Hand ihren Mund zu verschließen. Sie stemmte sich, sie rang mit der ganzen Stärke ihrer kräftigen Arme. Immer wieder gellte ihr Ruf: „Vadder! Vadder!"

Und da klang die Flettür. Des Vorstehers mächtige Stimme dröhnte: „Weckeen geht dr? Lüerke! Peter! Kommt tohope!"

In weiten Sprüngen raste Allmer durch die Dunkelheit. Schon hörte man die trappenden Füße der Knechte. Der Schein einer Laterne blitzte auf. Da lockerte der fremde Mann seinen Griff, stumm, wie er gerungen hatte, wandte er sich, um in die Nacht zu entgleiten. Aber Anna krallte ihre Finger in sein Gewand.

„So slechte Kerls, wie du ein bist, laufen bei uns nich ungestraft herum. Vadder! Vadder! Halt ihn!"

Fest packte Christoph Allmer zu. Er war bekannt dafür, daß seine Hände hielten, was sie gefaßt hatten. Die beiden Männer rangen. War Allmer stark wie ein Stier, der jüngere war geschmeidig wie eine Eidechse. Im Ringen zog er den Älteren rückwärts durch die Finsternis.

„Lüerke! Peter! Zu mir!"

Die Knechte überannten einander. Sie stießen sich in der Dunkelheit. In diesem Augenblick verfingen sich des Vorstehers Füße in dem Geäst einer jungen Birke, die abgehauen am Boden lag. Er stolperte. Pfeilschnell bückte sich der Unbekannte, packte die Axt, mit der er den Baum gefällt hatte, und ließ sie, weit ausholend, auf den Gegner niedersausen. Da lösten sich die starken Fäuste. Ohne einen Laut sank der Bauer vornüber, während wie ein Schatten sein Gegner in der Nacht verschwand. Der Schein von Lüerkes Laterne erhaschte ihn nicht mehr. Er fiel nur grell auf den Bauern, der lang hingestreckt im Heidekraut lag, jeder Zug in dem hageren, scharfen Friesengesicht drohend in gerechtem Zorn, während aus der zerschmetterten Schläfe in dunklem Rinnsal das Blut über den grauen Bart herabfloß. Seine Augen starrten in der Richtung, in der der Unbekannte der Nacht entschwunden war. Ihre ungeheuer vergrößerten Pupillen ließen sie schwarz erscheinen. Und die Augen drohten wie das Gesicht.

Dem Knecht bebten die Knie. Sein Arm mit der Laterne sank schlaff herab.

Mit einem wilden Schrei warf Anna sich über den am Boden Liegenden. „Vadding! Mein liebes, mein einzigstes Vadding!" Aber gleich fuhr sie empor. „Lüerke, Peter, faßt an, daß wir ihn ins Haus tragen. Un denn nimm den Swarzen, Peter, jag' nach Scharmbeck, nach'n Doktor, so flink das Pferd man laufen kann."

Mitleidig sahen die Knechte auf sie. „Ins Haus bör'n wollen wir den Bauern woll. Aber — —"

„Was? Was?"

„Dot!? Dot!? Vadding — dot, weil er sein Dochter vor ein slechten Kerl gerettet hat! — Nee, nee, Lüerke! Das gib Gott nich zu. Süh, Vadding hat seine Augen weit offen Sein is warm."

Wischen stürzte jetzt halb angekleidet herzu, fuhr sich mit den Händen in das graue Haar und wiederholte immerfort: „Allmächtigen Gott! Allmächtigen Gott!"

Die Knechte hatten die Flettür ausgehängt. Darauf trugen sie Christoph Allmer in sein Haus.

„Bahrt den Bauern man gleich auf'n Flett auf", gebot Wischen. „Ich will die Lichters herkriegen. Allmächtigen Gott! Was erleb' ich allens in dies Haus!"

Anna wehrte außer sich. „In sein Bett sollt Ihr mein Vadding bringen! Un den Doktor aus Scharmbeck holen. Er kann nich dot sein. So'n Ungerechtigkeit kann Gott nich zulassen."

So legten die Knechte den Vorsteher in sein Bett. Anna half. Behutsam und weich bettete sie den blutenden Kopf, kniete vor dem Lager, sprach leise zärtliche Worte zu dem Stummen.

Unterdessen beriet das Gesinde.

„Den Doktor braucht der Bauer woll nich mehr. Aber den Gendarm müßt' ein das melden", meinte Peter, der Jungknecht.

Lüerke schüttelte den Kopf. „Gendarm Helmke hat hier in'n Moor seiner Tage noch kein Übeltäter gefaßt. Das is'n Familienvater un traut sich nich. Aber ohne Sühne sollt so'n himmelschreiende Untat ja nich hingehen. Nimm die Büchse vom Bauern. Ich hab mein eigen. Mach den Hund los. Wir wollen dem Kerl nach. Kann sein, es is derselbige, den wir verleden Monat auf'n Hof verhauen haben. Un wenn wir ihn zu fassen kriegen, — ein paar Lot Blei in die Rippen — un weg mit ihn'n nächsten Tümpel."

„Wie willst ihn denn zu fassen kriegen?" fragte Peter. „Die Nacht ist so swarz wie'n Sack. Bis morgen müssen wir töben."

Wischen, der die Tränen unaufhaltsam über die Backen liefen, trieb die schluchzende Jungmagd an. „Reg' dein Hände, daß der Bauer sein Recht un Ehr' auf sein Totenbett kriegt. Ich sag' dir, Dern, von so'n Art wie Vorsteher Allmer drägt unser Erdboden nich viele! Und denn so'n Ende! So'n Ende!"

In diesem Augenblick erschien im Rahmen der Haustür, angestrahlt von den vielen Lichtern, die jetzt auf dem Flett brannten, Hilmer Poppe. In der linken Hand schleifte er hinter sich her eine abgehauene Birke, geschmückt mit bunten Bändern, und seine ruhigen Augen blickten verwundert. In der dunklen Nacht das helle Haus, in der schlafenden Kolonie die wachenden Menschen!

„Hat dr ein Wehdag auf'm Hof?"

Anna erkannte seine Stimme, warf sich an seine Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Testament.

Skizze von Sven Elström.

Gestern kam der alte wunderliche Herr von nebenan zu mir in die Kanzlei und sagte: „Ich störe Sie wohl nicht, Herr Doktor, ich will bloß eine kleine Sache regeln. Es ist nur darum, weil ich fühle, daß es bald mit mir zu Ende geht. Und da will man das Wenige, das man noch hat, geordnet wissen. Nicht wahr, Sie erweisen mir den Gefallen?"

Und damit setzte er sich hin und diktierte mir folgendes Testament: „Ich, Klaus Petersen, erkläre hiermit meinen letzten Willen, und bestimme mangels irgendwelcher Leibeserben den Postaushilfsträger Jens Lynk zu meinem Universalerben."

„Und weiter?" fragte ich.

„Danke," gab Herr Petersen zur Antwort, „es genügt. Der gute Mann wird froh sein und ich auch, denn ich habe mein Vermögen keinem Unwürdigen geschenkt."

Ich setzte erstaunt die Feder hin. „Jens Lynk, der alte Jens, der immer in unserm Hause die Briefe austrägt? Weiß er von Ihren Absichten?"

„Nein, er weiß es nicht. Und ich will auch nicht, daß Sie es ihm sagen. Er war der einzige, der mich alten Mann verstand, der mir wohl wollte, der mir meinen Lebensabend verschönte. Und vielleicht weiß er gar nicht — wie. Sie werden vielleicht über mich lächeln, Herr Doktor, wenn ich es Ihnen erzähle. Es ist nichts Absonderliches dabei, wirklich nichts. Sehen Sie, dreimal am Tage klimmt er unverdrossen die vielen Stufen in unserem Hause empor, um seine Post abzuliefern, für mich hat er nie etwas, schon seit Jahren. Wie sollte er auch? Ich stehe ganz allein in der Welt, habe keine Verwandten, die sich jemals um mich kümmerten. Und die paar Freunde, die ich besaß, sind mir im Tode vorausgegangen. Ich habe meine Generation überlebt. Ich kenne niemand in Stadt und Land, der nach mir Sorge tragen, mich mit einem Wort freundlicher Erinnerung mit einer lieben Zeile, ja, bloß mit einem Gruße bedenken wollte. Und doch, ach du lieber Gott, es klingt sicherlich sehr kindisch, wenn ich es sage; ich gab die Hoffnung nicht auf. Vielleicht fand sich doch einmal unter den vielen Briefen, die aus- und einliefen, einer für mich. Und dem wollte ich entgegengehen. Man kann ja nicht die Hoffnung aufgeben, daß irgendwo draußen noch ein Herz für einen schlägt. Und sehen Sie — da warte ich seit Jahr und Tag vor der Tür den Postboten ab und frage ihn, ob er nichts für mich brächte. Jeden Tag stelle ich die gleiche, dumme Frage, und jedesmal bleibt der gute alte Jens geduldig stehen, nickt und sieht nochmals seine Postsachen sorgfältig durch. Er weiß so gut wie ich, daß nichts für mich dabei ist. Aber er sieht trotzdem nach. Und in diesen wenigen Augenblicken verlebe ich tagtäglich eine bange, süße zitternde Erwartung. Mein Herz klopft voll Erregung. Ich hoffe. Vielleicht — vielleicht gibt es diesmal etwas. Und dann ist es doch wieder nichts. Niemals! Aber dennoch habe ich Jens nie unwillig gesehen. Immer blieb er freundlich und nett zu mir. Immer sagte er wohl ein gutes, liebes Wort des Bedauerns, wenn er mich wieder enttäuschen mußte. Und doch enttäuschte er mich nicht. Nein, das tat er nicht. Ich wußte ja, daß nichts für mich dabei war. Ich hoffe nur. Es ist so schön, noch hoffen zu können, wenn man so alt ist. — — —"

Und damit ging der wunderliche Herr. Ich hörte noch, wie er auf der Schwelle dem Postboten, der gerade die Treppe emporkam, zurief: „Na, Jens, hast du Briefe für mich?"

„Ich will gleich mal nachschauen, Herr Petersen," war die Antwort, „es könnte schon möglich sein. —"

Und dann war wieder ein Augenblick stillen Hoffens — —

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Die russischen Kronjuwelen.** Die Pariser Zeitschrift „L'Illustration" veröffentlicht eine interessante, ihr angeblich aus Amerika zugegangene Abbildung, die Ausstellung der Kronjuwelen des russischen Kaiserhauses zur Besichtigung durch die von der Sowjetregierung eingesetzte Kommission. Sachverständiger dieser Kommission ist der frühere kaiserliche Hofjuwelier Agathon Fabergé, der Sprößling einer berühmten französischen Goldschmiede-Familie. Er und sein Sohn hatten 1898 den ganzen Schatz taxiert und waren auf einen Gesamtwert von acht Millionen Goldrubel gekommen. Nach der Abbildung scheint noch kein Stück von Bedeutung aus dem Schatze entfernt worden zu sein. In der Mitte sieht man die alte Zarenkrone, darunter an dem Szepter des Zaren den berühmten Riesendiamanten Orlow, der allein zweieinhalb Millionen Rubel wert sein soll — Goldrubel, keine Sowjetrubel, wohl verstanden —. Die Kaiserkrone hat als Hauptschmuck einen großen Rubin von besonderem Werte. Ferner enthält der Schatz den Stern des heiligen Andreas, die Kette dieses Heiligen mit diamantenen Adlern, die Kronen der beiden Kaiserinnen Katharina II. und Alexandra, viele Perlen- und Diamantendiademe, Perlenketten, kostbare Fächer und viele andere Schmucksachen. Die Sowjetregierung hat sofort nach der Umwälzung ihre Hand auf die Kronjuwelen gelegt und eine Kommission von 63 Mitgliedern eingesetzt, die die Konservierung und Inventur des Schatzes vornehmen sollte. Da aber bei dieser Durchstechereien vorkamen, von denen mehrere mit dem Tode bestraft sein sollen, wurde eine neue Kommission mit Fabergé eingesetzt. Ihr ist es gelungen, die Kronjuwelen als Ganzes zu erhalten, bis eines Tages die finanziellen Notwendigkeiten auch diesen Schatz werden außer Landes gehen lassen müssen.

* **Im Hemd und Mantel über die Grenze.** Der Versuch, sich billig in Deutschland einzukleiden, ist einer Fabrikantenfrau aus Rumburg in Böhmen schlecht bekommen. Die Dame fuhr im Automobil von Rumburg nach Zittau und wurde glatt über die Grenze gelassen, da sie den vorschriftsmäßigen Ausweis besaß. Den Grenzbeamten fiel jedoch die etwas geringe Bekleidung der ihnen bekannten Dame auf, die außer Hemd und einem Mantel nicht viel mehr an hatte. In Zittau hat die Fabrikantengattin eingekauft, was eine elegante Frau an Kleidungsstücken braucht, und nicht nur das, sie hat sogar Kleidungsstücke, die man sonst einfach trägt, in doppelten Exemplaren angezogen. Auch darüber hinaus wurde noch ein kleiner Vorrat gehamstert, der im Kraftwagen versteckt wurde. Bei der Heimfahrt, die am späten Abend geschah, mußte die Dame trotz Regen und Finsternis zu ihrem größten Erstaunen den Wagen verlassen und nach dem Zollgebäude kommen. Ihrer Versicherung, daß sie nichts Verzollbares bei sich hatte, wurde nicht geglaubt. Man ging trotz aller Proteste an eine Leibesvisitation, und dabei wurden die neuen Wäsche- und Kleidungsgegenstände, die Frau K. ablegen mußte, sämtlich beschlagnahmt. Man ließ ihr nur den alten Mantel und ein Hemd. Der Chauffeur wurde beauftragt, den Gatten der Dame herbeizurufen, der Kleider brachte und seine teure Ehehälfte mit 50 000 Mark Strafe bei den Zöllnern auslösen mußte.

* **Der Herr Rat auf der Entenjagd.** Eine lustige Geschichte von einem Rat, der ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn war, wird im „St. Humbertus" erzählt. Dieser große Jäger, dessen Taten freilich sich auf seine Erzählungen am Stammtisch beschränkten, hatte einmal schon mehrere Stunden auf Enten gejagt, ohne einen der ersehnten Breitschnäbel zu Gesicht bekommen zu haben; da sieht er an dem breiten Mühlenwehr sich eine Schar von 20—30 zahmen Enten tummeln. Er geht also auf den am Wehr arbeitenden Mann zu, erzählt ihm sein Pech und sagt schließlich: „Sagen Sie mal, mein Lieber, ein paar Enten muß ich doch nach Hause bringen, was kostet es, wenn ich hier mal unter die Enten schieße?" Der Mann sieht den Rat erstaunt an und sagt dann trocken: „Fief Mark, Herr Rat." Unser Jäger entledigt sich der fünf Mark, schießt, und zwei Enten schwimmen tot auf dem Wasser, während die anderen ganz entsetzt hin- und herschwimmen. Der treue Jagdhund apportiert die Beute, die der Nimrod schmunzelnd in Empfang nimmt, und da ihm nun einmal der Appetit gekommen ist, meint er zu dem ruhig zuschauenden Manne: „Soll ich nochmal schießen?" Der andere nickt und steckt wieder fünf Mark ein. Nun fallen sogar von den enggedrängten Enten drei Stück dem Jäger zum Opfer, und er meint: „Da möchte ich noch ein drittes Mal schießen, mein Lieber. Aber Sie können ruhig für den Schuß mehr fordern, sonst kommen Sie nicht auf Ihre Kosten. Also, was wollen Sie für den dritten Schuß?" „Fief Mark", sagte der Mann, und als ihn der Rat nun ganz erstaunt ansieht, setzt er hinzu: „Dat sind ja miene Enten nich, Herr Rat!"

* **Höfliche Ausländer.** Durch rüpelhaftes Benehmen haben d r e i F r a n z o s e n in einem Schnellzug Karlsruhe—Freiburg die Mitreisenden herausgefordert. Die drei Ausländer belegten Plätze, deren Inhaber sie auf kurze Zeit verlassen hatten. Als auf die Vorstellung der betreffenden Reisenden hin einer der Franzosen sagte: „Erst kommen wir, dann kommen u n s e r e H u n d e, und dann kommen erst die D e u t s c h e n", erhielt er als Antwort eine kräftige O h r f e i g e, und die drei Ausländer wurden von den deutschen Mitreisenden verprügelt. Ein Gendarm, den sie auf der nächsten Station um Hilfe riefen, lehnte ein Eingreifen ab.

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H in Bromberg